

Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Bromberg, Sonntag, den 25. August.

Nacht-Frieden.

Nun hüllt sich leise Flur und Wald
Von fern in graue Luft;
Um meiner Mühle Hügel wallt
Des Nebels Silberduft.

Am Himmel zieht der Mond hinan,
Still wird's in Flur und Strauch,
Und alles, was ich fühle und fann,
Wird still im Herzen auch.

Nur leise, leise singt die Nacht
Ihr sehnsuchtsvolles Lied,
Und über allem, allem facht
Der Odem Gottes zieht.

J. Bergmüller.

Das Geheimnis von Szambo.

[Nachdr. verb.] Novelle von B. Milár Gersdorff. [Fortsetzung.]

Szwald wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann stieß er fast gewaltsam hervor: „Fräulein Klara, was ich Ihnen bieten kann, wissen Sie.“ — Sie erröte und blickte ihn fragend an. — „Das wissen Sie,“ wiederholte er nachdrücklich, „ich habe ja nie ein Geheimnis aus meinen Verhältnissen gemacht.“

„Allerdings nicht,“ sagte sie unter Thränen lächelnd, „indessen begreife ich nicht recht.“

„Mein Gott,“ unterbrach er sie ungestimmt, „Sie stehen jetzt so allein und ohne Schutz in der Welt, was könnte ich Ihnen denn anderes bieten, als meine Hand und ein treues Herz dazu.“

Verwirrt senkte sie den Blick und schwieg, während Szwald, allmählich mutiger werdend, fortfuhr: „Beschneiden dürfte Ihr Leben an meiner Seite zwar ausfallen, aber Sie haben mir ja selbst mehr als einmal versichert, daß es ein Glück giebt, ganz unabhängig von unsern äußeren Verhältnissen, und das eben macht mir Mut zu fragen, ob Sie — meine liebe, kleine Frau sein wollen?“

Klara erhob langsam das glühende Antlitz zu ihm; in ihren Augen schimmerte es feucht und ihre Stimme zitterte, als sie zur Antwort gab: „Herr Doktor, Sie sind ein guter, ein seelenguter Mensch, aber — doch ein wenig leichtsinnig. Ja, ja,“ sprach sie weiter, als sie sein verdugtes Gesicht wahrte, „Sie müssen mich nur recht verstehen. Wissen Sie, in welche Gefahr Ihr gutes Herz Sie bringt?“

Er schüttelte nur wie verständnislos stumm den Kopf. „Nicht? Nun, dann will ich es Ihnen sagen, ein Paar unglücklicher Menschen mehr zu machen.“

„Aber, Fräulein Klara,“ sprach er verwirrt, „ich — ich begreife Sie wirklich nicht.“

„Seien wir offen, lieber Freund, und geben wir uns keinen Täuschungen hin. Was jetzt aus Ihnen spricht, ist nicht Liebe zu mir, sondern einfach Mitleid und Gutherzigkeit. Lebte meine Mutter noch — ich bin überzeugt, es wäre Ihnen nicht im Traum eingefallen, mir diesen Antrag zu machen. Sagen Sie ehrlich, habe ich nicht Recht?“

Durch die unerwartete Frage außer Fassung gebracht,



Gemsu im bayrischen Hochgebirge.

mußte Oswald nichts Besseres zu erwidern, als: „Gewissermaßen ja — indessen . . .“

„Nun, sehen Sie,“ unterbrach sie ihn lächelnd.

Es ärgerte ihn die Blöße, die er sich gegeben, deshalb fiel er rasch und lebhaft ein: „Nein, nein, Sie fassen die Sache falsch auf. So lange ich Sie kenne, war ich Ihnen ja von Herzen gut, und das müssen Sie mir auch angemerkt haben, aber jetzt erst, in den letzten Monaten, nachdem jener unglückliche Vorfall uns getrennt hatte, ist mirs klar geworden, wie herzlich ich Sie liebe und wie ich mir ohne Sie kein rechtes Glück mehr auf Erden denken kann. Ich hatte nur nicht den Mut, mich Ihrer Frau Mutter wieder zu nähern, nun aber stehen Sie verwaist und einsam . . .“

Er hielt inne in dem Gefühl, seine Sache abermals nicht glücklich geführt zu haben, und Klara benutzte sein Schweigen, um fast heiter einzumenden: „Nun also, lieber Freund, ist das nicht ungefähr dasselbe, was ich vorhin meinte? Glauben Sie mir, ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst.“

Oswald, so in die Enge getrieben, poitierte in halber Verzweiflung heraus: „Aber, lieber Gott, wie soll ich Ihnen denn nur beweisen, daß ich es ehrlich meine?“

„Das glaube ich ja auch so, nur wissen Sie selbst nicht, welches Opfer zu bringen Sie im Begriff sind.“

Kleinlaut kam es nun von ihm: „Ach, Fräulein Klara, ich sehe schon, wo Sie hinaus wollen. Mein Antrag paßt Ihnen einfach nicht, und nun möchten Sie mir einreden, daß ich damit ein Opfer bringe — aber das soll Ihnen nicht gelingen, denn ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben, und wenn Sie mich nicht heiraten, bin ich der unglücklichste Mensch auf der Welt!“ — Er sprang auf, schritt hastig zum Fenster und trommelte auf den Scheiben.

Klara betrachtete ihn kopfschüttelnd, trat dann aber auf ihn zu, und begütigend die Hand auf seine Schultern legend, sagte sie: „Beruhigen Sie sich, Oswald, Sie wissen, daß ich Sie schätze und Ihnen aufrichtig zugethan bin, und wie es auch kommen möge, stets werde ich dieser Stunde freudig und dankbar gedenken. Es wäre aber ein großes Unrecht von mir, wollte ich in Ihrem Antrag, so ehrlich er gemeint ist, für jetzt mehr erblicken als eine momentane Aufwallung Ihres guten Herzens. Ich kann und darf nicht anders, es hieße Ihre Zukunft und auch die meinige frevelhaft aufs Spiel setzen, wollte ich Ihnen jetzt mein Jawort geben und damit uns beide binden. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag machen . . .“

Oswalds Blicke erhellen sich und eifrig fragte er: „Einen Vorschlag? Wo geben Sie mir keinen Rorb, — weisen mich nicht einfach ab?“

„Nein, gewiß nicht. Aber prüfen sollen Sie sich ernstlich eine Zeitlang, um volle Klarheit über Ihre Empfindungen zu erlangen. Es wäre doch möglich, daß Sie bei näherer Ueberlegung . . .“

„Ich schwöre Ihnen, daß . . .“

„Schwören Sie nicht, Oswald. Wer weiß, ob Ihnen vielleicht nach einem Jahr die schulmeisterlich angehauchte Klara noch so begehrenswert erscheint. Wenn wir uns erst ein halbes Jahr oder länger nicht gesehen, dann . . .“

„Wie, Fräulein Klara,“ fuhr er erschrocken dazwischen, „so lange soll ich Sie nicht sehen und sprechen? Das ist ja unmöglich, das halte ich gar nicht aus!“

„Doch, mein Freund, Sie müssen es aushalten, und es soll Ihnen nicht allzu schwer gemacht werden. Hören Sie mich an! Daß eine innige Freundschaft zwischen Fräulein von Radovanovits und mir besteht, wissen Sie, vielleicht auch, daß ich derselben aus mehrfachen Gründen zu besonderem Danke verpflichtet bin. Teils um diesen Dank soweit als möglich abzutragen, teils auch, weil mir, offen gestanden, vor der Einsamkeit bangte, der ich nach meiner Mutter Tode preisgegeben wäre, entschloß ich mich auf Jubitza's dringende Bitten, meine hiesige Stellung aufzugeben und mich ihr ganz anzuschließen. Die Verhältnisse zwingen sie, demnächst einen längeren Aufenthalt in ihrer Heimat zu nehmen; ich werde ihr dorthin folgen. Sie sehen, das Schicksal selbst will uns vorläufig trennen und Ihnen Zeit zu reiflichem Nachdenken lassen.“

„Was — als Gesellschafterin dieser — merkwürdigen Dame wollen Sie in die weite Welt hinausziehen?“ fragte er bestürzt.

In ernst verweisendem Ton erwiderte sie: „Herr Doktor, Fräulein von Radovanovits ist ein durch und durch lauterer und edler Charakter, und ich schätze mich glücklich, daß sie mich ihrer Freundschaft würdigt.“

„Verzeihen Sie, liebe Klara,“ bat er kleinlaut, „es fuhr mir nur so heraus. Und diese Reise ist also eine fest beschlossene Sache?“

„Ja, lieber Freund.“

Wie in einer plötzlich aufwallenden, trotzigen Regung sagte er bestimmt: „Nun denn, so bleibe ich auch nicht hier. Man hat

mir eine Stellung als orientalischer Korrespondent für ein hiesiges Blatt angeboten, bisher mochte ich sie nicht annehmen — warum, das können Sie vielleicht erraten — aber jetzt, jetzt greife ich zu. Also reisen wir auch.“

„Das ist vernünftig gesprochen und ich hoffe, daß Sie von dieser interessanten Thätigkeit nach jeder Richtung hin die gewünschte Ausbeute haben mögen.“

„Ach, meine Gedanken werden doch immer bei Ihnen sein . . .“

„So? Und wo bliebe der Zweck der Reise? Nein, das kann ich Ihnen unter keinen Umständen erlauben. Das heißt,“ fügte sie schelmisch hinzu, „Sie brauchen mich darum nicht ganz zu vergessen.“

Oswald ergriff ihre Hand und küßte sie stürmisch. „Liebe, gute Klara,“ kam es erregt über seine Lippen, „ich glaube doch, daß Sie mir ein wenig gut sind. Sie sollen auch mit mir zufrieden sein; ich will geduldig ausharren, bis Sie mir Erlaubnis geben, mich Ihnen wieder zu nähern, aber seien Sie nicht grausam, lassen Sie mich nicht zu lange warten!“

„Treten Sie in Gottes Namen Ihre Reise an, und wenn Sie übers Jahr nicht anderen Sinnes geworden . . .“

„Dann hole Dir mein Jawort,“ ergänzte er freudestrahlenden Auges, „nicht wahr, das wollten Sie doch sagen?“

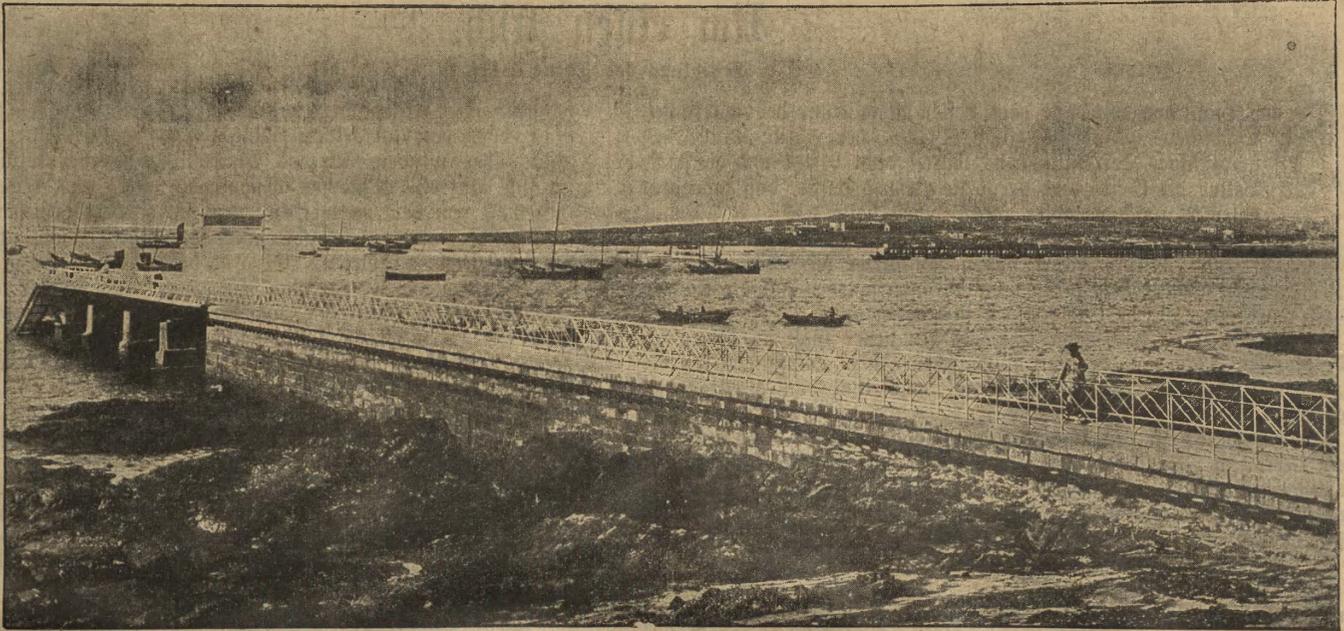
„Ja,“ antwortete sie fest, „das heißt, unter der Voraussetzung, daß ich dann selber auch noch so denke wie heute,“ fügte sie zögernd hinzu.

„Märchen, mein einziges, liebes Märchen —“

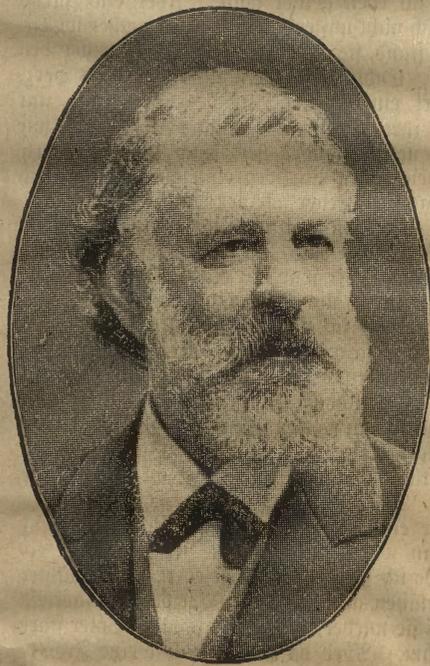
Helles Sonnenlicht durchflutete das trauliche Gemach und ergoß seine Strahlen in zwei junge Herzen, denen frohes Ahnen verkünden mochte, daß ihnen auf dem Rosenpfad der Liebe die Dornen nicht allzu herbes Weh bereiten würden. —

Adolf Hagen hatte inzwischen trübe, qualvolle Tage durchlebt. Dieselbe Stunde, die ihm das höchste Glück so nahe gezeigt, daß er sich schon jubelnden Herzens im Besitz desselben wähnte — sie hatte es ihm wieder in weite Ferne gerückt, mitleidlos den Stachel bitteren Schmerzes in seine Brust gesenkt. In zitternder Furcht, Jubitza zu verlieren, waren seine letzten Bedenken dahingeschwunden; um sich ihren Besitz zu sichern, war er entschlossen gewesen, alle Rücksichten auf seine Familie und seine gesellschaftliche Stellung hintanzusetzen, hatte er der schönen Fremden sein unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht, indem er ihr seine Hand angeboten. Und sie — war sie dessen nicht würdig gewesen? Hatte sie nicht in entscheidender Stunde den vollen Wert ihres Innern offenbart und der Versuchung, ein lockendes Ziel durch — Schweigen zu erreichen, siegreich widerstanden, um mit dem Preis des eigenen Lebensglückes sein Vertrauen rückhaltlos zu erwidern? — Ja, tausendmal ja! Sie selbst war gut, kein Makel haftete an ihrer reinen Seele — und dennoch! — Durfte er nach den niederschmetternden Enthüllungen Jubitza's noch an die Möglichkeit einer Verbindung denken? In zu berauschender Weise war ihm das Glück erschienen, zu sonnig hatte einen Augenblick das Dasein vor ihm gelegen, als daß der aus allen Himmeln Gestürzte in der von Pflicht und Konvenienz gebotenen Entfagung den Frieden hätte wiederfinden können. Er begann mit dem Geschick zu hadern, das so grausames Spiel mit ihm trieb, mit der übertriebenen Engherzigkeit, die ihn schnöde um sein Lebensglück betrog, endlich mit sich selbst ob seiner eigenen Schwäche und Mutlosigkeit. Am Ende aller Dinge — war er nicht Manns genug, sich trotzig gegen das Schicksal aufzubauen, mit starker Hand gegen Konvenienz und Vorurteil doch sein Glück zu behaupten? Allerdings, aber unter harten Bedingungen. Sie hießen: Alle bisherigen Beziehungen lösen, sein Amt niederlegen, die Heimat auf immer verlassen, um mit Jubitza in irgend einem versteckten Erdwinkel ein weltentrücktes Leben zu führen, und davor schreckte der an seinem Beruf, seiner Familie und der Heimat Hängende doch ein wenig zurück. So wogte der Kampf in seinem Innern hin und her, bis endlich das heiße Verlangen nach Jubitza's Besitz den Sieg davontrug. Daß sie eine erneute Werbung ablehnen könne, kam ihm kaum in den Sinn, doch schien es ihm zarter und taktvoller, zunächst nicht durch persönliches Erscheinen die Wiederannäherung an die Geliebte zu bewirken. Er griff also zur Feder, aber wie leicht und geschickt er sie sonst zu handhaben mußte, diesmal glückte es ihm schwer, den rechten Ausdruck für das, was ihm auf der Seele lag, zu finden. Er schrieb: „Teure Jubitza! Wenn es für mich noch des Beweises bedurfte, daß ich ohne Dich, Deine Liebe nicht ferner leben kann, so haben ihn die letzten schweren Wochen genugsam erbracht. Nach heißem Ringen und ernster Selbstprüfung bin ich zur klaren Erkenntnis dessen gelangt, was allein unser dauerndes Glück verbürgen kann. Wir verlassen Deutschland, um uns, Geliebte, in der Ferne, in einem verschwiegenen Apenthal oder in den sonnigen Gefilden Italiens eine neue, schöne Heimat zu suchen. Dort wollen wir, dem Getriebe der

Menschen
entückt,
still und
friedlich
nur unjerm
Glück
leben, und
fein
Schatten
der Ver-
gangenheit
soll uns die
Zukunft
trüben
können.
Glaube
nicht, daß es
ein Opfer
ist, was ich
Dir bringe,
ich kenne
nur eines —
den Verzicht
auf Dich.
Leb' wohl,
Beliebte, in



Die Damenbrücke in Tsingtau (Kiautschau).



Professor Dr. Josef Joachim, Berlin.

wurde eine gegenüberliegende Thür geöffnet, in der sich ein junges Mädchen zeigte.

„Bei Fräulein von Radobanovits scheint niemand zu Hause zu sein?“ stieß er heraus.

„Die Dame ist abgereist.“

„Ab—ge—reist?“ stotterte er.

„Ja, gestern abend mit Fräulein Schulze und ihrer alten Dienerin — nach Ungarn.“

Fahle Blässe überzog Hagens Gesicht. „Ich danke Ihnen für die Auskunft,“ brachte er mühsam hervor.

Das Mädchen schloß mit einem verwundern Blick die Thür und er blieb allein. —

Aus der Ferne kam Vubizas Geständnis, daß sie, im Bewußtsein ihrer Schwäche und um bitteren Auseinandersetzungen zu entgehen, die Flucht vor diesem Wiedersehen ergriffen und darum ihre Abreise beschleunigt habe.

Er wußte nun — ihre Lebenswege mußten getrennt bleiben; er hatte nur noch eines Amtes zu walten — sein Liebesglück auf ewig einzufahren.

drei Tagen soll mir von Deinen Lippen das mich beglückende Wort Deiner Zustimmung entgegenklingen. Für ewig Dein treuer Adolf.“ —

Um die Mittagsstunde des dritten Tages stieg Hagen, die Brust von frohem Hoffen geschwellt, wenn auch nicht frei von einer leichten Beklommenheit, die Stufen zu Vubizas Wohnung hinan. Er zog die Klingel, aber die Thür blieb verschlossen und es regte sich nichts. Auf sein abermaliges und dauerndes Klingeln

Nicht immer kehrt der Frühling als segenspendender Jüngling ein; auch als übermütiger Sieger und Eroberer liebt er es einherzuschreiten, und nur zu oft läßt er den armen Menschenkindern seine Macht in schreckenerregender Weise fühlen. Er braust mit den Äquinoctialstürmen heran, sprengt Eisdecken über Nacht und ergötzt sich wie ein unbedachter Knabe an dem wild entfesselten, alles verheerenden Element. Furchtbar wüthete im Frühjahr 1879 die Sturmflut im Theißgebiet — das an manchen Stellen sechs bis acht Meter tiefer als der Wasserspiegel liegende Szegedin war der fast gänzlichen Vernichtung preisgegeben. Durch die unbegreifliche Sorglosigkeit der Regierungsbehörden ertönte das Alarmsignal erst, als das Wasser bereits in die Stadt eingedrungen war, und so kam es, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Bevölkerung, und zwar überwiegend Weiber und Kinder, der Flut zum Opfer fielen, während die Männer auf die Dämme geeilt waren, um dort durch menschliche Anstrengungen zu verhüten, was doch nicht zu verhüten gewesen.

Als das fahle Licht des anbrechenden Tages das überschwemmte Gebiet beleuchtete, bot sich ein jeder Beschreibung spottender Anblick dar. Todesschweigen ruhte über den früher so belebten Stellen menschlicher Thätigkeit, nur das gurgelnde Geräusch der Wassermassen, die in lusterfüllte Räume eindringen, war vernehmbar. [Fortf. folgt.]



Die blosgelegten Ueberreste der Basilika Fulvia Emilia.

— ❖ — Um einen Kuß. — ❖ —

Erzählung von Paul Bliß.

(Nachdruck verboten.)

Im „Goldenen Löwen“, dem besten Restaurant des märkischen Städtchens Ruhheim, ging es hoch her. Alle Tische des geräumigen Herrenstübchens waren dicht besetzt und die frohe Laune der Gäste war der beste Beweis dafür, daß man dem edlen Raß schon tapfer zugesprochen hatte.

Am lebhaftesten aber war es am Stammtisch der Junggesellen. Glas auf Glas wurde geleert und je animierter die Stimmung der Bechgenossen wurde, desto lustiger und pikanter wurden auch die Scherze und Anekdoten, die dort schnell die Runde machten.

Eben war es halb zehn Uhr, als ein neuer Gast an den Tisch der jungen Leute trat, der mit stürmischem Jubel empfangen wurde. „Guten Abend, Meister Berger!“ rief man ihm von allen Seiten entgegen.

Der so lebhaft begrüßte war der Fleischermeister des Dertchens, ein herkulisch gebauter lustiger Junggeselle von dreißig Jahren, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und einem Scherz niemals abhold war. Mit guter Laune begrüßte er einen nach dem andern und ließ sich endlich auf seinem Stammsitz nieder.

„Warum so spät, Meister Berger?“

Lächelnd entgegnete der junge Meister: „Ja, meine Herren, unsereiner ist ein vielgeplagter Mann; bis um acht Uhr hatte ich noch im Laden zu thun, und dann gab's im Schlachthaus noch Arbeit genug; zwar habe ich ja Leute, auf die ich mich verlassen kann, aber Sie wissen ja, wenn man nicht selbst alles anordnet, dann wird's ja doch nichts.“

„Sie könnten's aber auch leichter haben, lieber Meister.“ rief ein junger Lehrer, „warum heiraten Sie denn nicht?“

Wieder lächelte Meister Berger, zog die Schultern in die Höhe und sagte dann ein wenig zögernd: „Meine Herren, mit dem Heiraten ist das eine solche Sache, wenn man erst dreißig ist, wird man ein wenig anspruchsvoll, und ich brauche eine Frau, die mir hilfsreich zur Hand geht, keins von unseren modernen Bierpüppchen.“

„Wissen Sie, welche eine prächtige Frau für Sie wäre,“ rief der Lehrer wieder.

„Nun?“ blinzelte lächelnd der andre.

„Die Grete vom alten Schwarz draußen, die ist die rechte, bei aller Derbheit und Tüchtigkeit doch ein sehr hübsches Mädchen, die könnte Ihnen Haus und Hof verwalten und auch im Laden die Kundschaft besorgen. Haben Sie daran noch nie gedacht?“

Berger schwieg, lächelte verlegen und entgegnete dann in leicht scherzendem Tone: „Wissen Sie meine Herren, ich bin Ihnen ja recht dankbar, daß Sie für mein Wohl besorgt sind, aber es ist besser, wir brechen dies Thema ab, vorausgesetzt, daß Sie sich nicht verschworen haben, mich zu verheiraten.“

Ein lautes Lachen war die Antwort, und aus all' den Kehlen scholl es: „Nein, nein!“

So nahm das Gespräch bald eine andre Wendung, und man debattierte über eine andre Sache eben so lebhaft.

Eine Stunde später, als die Stimmung immer animierter wurde, zog Meister Berger den jungen Lehrer beiseite und bedeutete ihm, daß er einige Augenblicke mit ihm allein sprechen wolle.

„Sie sagten vorher,“ begann der junge Fleischermeister, „daß Fräulein Grete Schwarz eine passende Frau für mich sei.“

Der Lehrer nickte lächelnd.

„Nun denn,“ fuhr der Meister fort, „so will ich Ihnen sagen, daß auch ich einmal sehr ernsthaft daran gedacht habe. Die Geschichte ist jetzt genau sechs Jahre her. Sie und die meisten Herren von der Tafelrunde waren damals noch nicht hier. Also will ich Ihnen das Vorkommnis erzählen. Ich diente damals drüben bei den Kürassieren, hatte immer Mammon in Fülle, denn mein Alter ließ mich nicht darben, und so hatte ich auch immer gute Freunde und Bechgenossen, die mir stets wohlgesonnen waren. Es war ein Leben, wie es nie wieder kommt, so herrlich. Eines Tages als ich mit mehreren Freunden auf dem Bummel war, begegneten uns zwei Damen, die ältere eine Fünziggerin und die andere ein liebes, herziges Kind von zwanzig Jahren. Sofort erkannte ich in der jüngeren eine Landsmännin, das Fräulein Grete Schwarz, wieder. Ich hatte sie seit drei Jahren nicht gesehen und in der Zwischenzeit war sie zu einer lieblichen Jungfrau erblüht. Nun ich sie wieder sah, war ich von ihr ganz begeistert. Denken Sie, ich war damals vierundzwanzig Jahre, trug den Rock des Königs und in der stattlichen Uniform kam ich mir als ein unwiderstehlicher Mann vor. Ich wollte die Probe darauf machen. Am nächsten Tage kundschaftete ich aus, bei wem die schöne Grete auf Besuch war, und wartete darauf, sie allein wiederzusehen. Und ich sah sie wieder. Ich näherte mich ihr, nannte meinen Namen und begrüßte sie mit einem Schneid, als wenn ich Generalfeldmarschall gewesen wäre. Mein forsches Auftreten verfehlte auch nicht, Eindruck zu machen. Zuerst wurde sie verlegen, errötete und stammelte einige Worte, wie sie bei solchem Wiedersehen herkömmlich sind, aber dann stockte sie vollständig und schien ganz außer Fassung zu sein. Desto

selbstbewußter trat ich nun auf. Ich spielte ihr den Weltmann so glatt vor, daß ich selber meine Freude daran hatte. Mit einem Male aber wendete sich das Blatt. Ihr wurde plötzlich inne, daß sie sich wie ein Gänschen benommen hatte, und begann jetzt das Gegenteil von dem zu werden, was sie vordem gewesen war. Nun war sie die stolze, Selbstbewußte, Unnahbare, und ich begann eine unsichere Rolle zu spielen. So ging das, bis wir uns verabschiedeten. Ich war wütend über meine Niederlage und schwor Rache. Aber als wir uns wiedertrafen, war sie noch unnahbarer und behandelte mich wie einen Dorflümmel. Nun wurde ich erst recht wild, denn gerade ihr Widerstand reizte mich, so daß ich nur auf einen Augenblick lauerte, um ihr meine ganze Ueberlegenheit zu zeigen. Und dieser Augenblick fand sich denn auch halb genug. Meine Kameraden, die um die ganze Geschichte wußten, begannen sich bereits derart darüber lustig zu machen, daß ich mehr wie wütend war. So saß ich eines Abends wieder verstimmt und rachschnaubend am Kneiptisch, als die Uzerei wieder begann. Eine Zeit lang ließ ich alles über mich ergehen, als mir die Sache aber endlich doch zu bunt wurde, sprang ich auf und schrie zornentbrannt: „Und ich sage euch allen, daß ich das Mäd'el morgen, wenn sie zu ihrer Freundin geht, in Eurer Gegenwart küssen werde, mein Wort darauf!“

Die andern lachten und johlten, mir ich allein blieb ernst, denn plötzlich war mir klar, was ich eben gelobt hatte. Aber ein Zurück gab es nicht mehr, wenn ich mich nicht unsterblich lächerlich machen wollte.

Der nächste Tag kam, ich stand, sie zu erwarten. Meine Kameraden standen an der nächsten Ecke. Endlich kam sie. Mir bebte das Herz. Aber es galt ja, mein Wort einzulösen. Wir begrüßten uns, nur erschien sie mir heute trotz ihrer stolzen Haltung noch schöner wie sonst. Langsam gingen wir nebeneinander her, noch immer zögerte ich, da endlich, als wir in den ersten Parkweg einbogen, umfaßte ich sie und küßte sie mit dem ganzen Feuer meiner Leidenschaft. Und da geschah das Wunderbare. Sie stieß mich nicht voll Entsetzen zurück, sondern sah mich mit verliebten Blicken an. Da wurde es mir klar, daß sie mich lieb hatte. Alles um mich her war mit einem Male vergessen und ich zog sie noch einmal an mich und küßte sie wieder und wieder, denn jetzt wußte ich, daß auch ich sie liebte. Plötzlich wurden wir aus dem kurzen Liebesraum aufgeschreckt. Meine Kameraden standen hinter uns, und der eine, ein toller Kerl, schrie halb trunken: „Du Berger, Du hast Dein Wort glänzend eingelöst, so stürmisch ist noch keine Eröbde besiegt worden, aber nun wollen wir auch einen Kuß haben.“

Eine peinliche Stille folgte diesen Worten. . . . Plötzlich wurde dem Mädchen die Situation klar, und nun, ohne auf mich zu hören, entfloß sie.“

Dier machte der Meister eine lange Pause und sah wie sinnend vor sich hin, und als er dann weiter sprach, hatte seine Stimme ein leises Zittern: „Natürlich habe ich sie nie wieder gesehen. Am nächsten Tage hatte sie den Ort verlassen und war zu Verwandten gereist. Drei Jahre später erst sah ich sie wieder, damals, als mein Vater starb und ich das Geschäft übernahm. Aber da stand sie wie eine Fremde vor mir, und als ich mir den leisen Versuch machte, mich zu entschuldigen, lenkte sie sofort auf ein andres Thema über. Nun, und seit jener Zeit sahen wir uns fast garnicht mehr, führt uns aber doch ein Zufall zusammen, dann grüßen wir uns wie zwei Fremde. Sehen Sie, das ist meine Geschichte.“

Eine Pause trat ein. Endlich begann der junge Lehrer mit einem heimlichen Lächeln: „Was sie mir soeben erzählten, lieber Herr Berger, das wußte ich bereits.“

Der Meister sah ihn starr und sprachlos an.

„Ja, ja,“ nickte lächelnd der andre, „nämlich meine Frau ist eine Freundin von Fräulein Schwarz, und so habe ich also die ganze Begebenheit aus bester Quelle.“

Noch immer schwieg der Meister.

„Aber ich kann Ihnen noch mehr sagen, lieber Herr Berger, ich kann Ihnen sagen, daß Fräulein Schwarz die Geschichte jetzt vergessen und vergeben hat — sie hat meiner Frau in einer schwachen Stunde alles gestanden! — Und wenn Sie nun mal wieder einen Besuch beim Papa Schwarz machen wollten, dann glaube ich, wird man Sie sehr willkommen heißen — na, mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, wie?!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Meister nur und schüttelte die Hand des Lehrers. — — —

Am nächsten Tage fuhr Meister Berger hinaus auf das Gut des alten Papa Schwarz. Was dort verhandelt, verziehen und von neuem versprochen wurde, das verschweigt des Sängers sprüchwörtlich gewordene Höflichkeit. Das eine nur ist noch getreulich zu berichten, daß Meister Berger seit jenem Tage fast garnicht mehr an den Stammtisch des „Goldenen Löwen“ kommt, dafür aber ein desto eifriger Besucher der Schwarzschen Familie geworden ist.

Ein halbes Jahr später stand Frau Grete in einer blendend weißen Schürze als Frau Meister Berger hinter dem Ladentisch.



Kinderstrett. Nach dem Gemälde von Georg Jakobides.

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Der Beamte nickte stumm. Als er den jungen hübschen Bildhauer mit sich kämpfen sah, um die Aufregung niederzudrücken, die seine Seele durchstürmte, wie es um Lippen und Augen zuckte, da glitt sekundenlang ein milderer Zug über das ernste Gesicht. — „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Horwart, daß das Odium dieser entsetzlichen That auf Ihnen haftet und Sie deren Folgen zu tragen haben werden, wenn nicht die Ergebnisse der weiteren Untersuchung mit Bestimmtheit jemanden anderen als den Mörder erkennen lassen.“

„Ich werde mich gefaßt zeigen. Ich weiß mich frei von jeder Schuld, darum verzweifle ich nicht.“ — Ruhig, wie vor-schauend in eine bessere Zukunft sprach Max.

Dr. Rosen schüttelte leicht den Kopf. „Warum, Herr Horwart, schwiegen Sie, als wir heute im Brettgrunde dieses Medaillon fanden, das doch Ihnen gehört?“

Er holte es rasch aus der Rocktasche und hielt es Max vor die Augen.

Dieser schwieg eine Weile. „Eine genügende Antwort kann ich Ihnen, Herr Doktor, hierauf leider kaum geben. Aber vielleicht finden Sie es begreiflich. Eine mir sonst fremde Angst hatte mich überkommen, Sie würden mich da draußen, wenn ich mich als den Eigentümer des Anhängels bekannt hätte, der That zeihen. Und ein mir jetzt vollständig unbegreifliches Gefühl des Bangens hielt mich ab, vorzutreten und zu sagen, daß das Medaillon mir gehöre.“

Dr. Rosen schüttelte wieder mit dem Kopfe. „Menschlich, begreiflich ist Ihr Verhalten wohl. Für den Kriminalisten aber muß es einen Verdachtspunkt bilden. Wir sind zu Ende!“

Er klappte das Buch, in welchem er Notizen verzeichnet, zu und reichte Max die Hand. „Ich bitte um Ihr Ehrenwort.“

„Ich verspreche Ihrem Wunsche zu willfahren. Adieu!“

Mit gesenktem Kopfe verließ Max das Zimmer.

10.

Auf dem Korridore kam Dr. Bollant Max entgegen und rief diesem zu: „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß in dem Befinden der Frau Rawen eine Besserung zu konstatieren ist. Das Fieber steigt nicht mehr, ich glaube sogar, daß es schon zurückgegangen ist. Aber wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja totenblau.“

Der Bildhauer wehrte mit mattem Lächeln ab. „Ihre Mitteilung, Herr Doktor, gereicht mir zum Troste. Wir dürfen doch nun wohl hoffen, daß uns wenigstens Mama erhalten! eib?“

„Ich glaube, dies bezagen zu dürfen, wenngleich noch viele Wochen erforderlich sein werden, ehe wir von Genesung werden reden dürfen. Die Nachwehen eines solchen Fiebers sind sehr schwer. Aber ich wiederhole nochmals, Sie kommen mir ganz verändert vor. Sollte...“ Er stockte verlegen.

„Sie vermuten recht, Herr Doktor. Dr. Rosen hat über mich die Haft verhängt.“

Der alte Arzt prallte zurück. „Nicht möglich, das kann doch nicht wahr sein.“ stotterte er und auf dem gutmütigen Gesicht offenbarte sich ungekünstelte Fassungslosigkeit.

„Es ist so!“

„Ein unselbiges Verhängnis,“ murmelte Dr. Bollant und folgte Max auf dessen Zimmer.

„Daß ich von Ihrer Unsicht bald vollständig überzeugt bin, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern,“ sagte er und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Ich kenne Sie ja seit Jugend auf und weiß, daß, wenn auch aller Schein gegen Sie wäre, Sie dennoch unschuldig sind. Leider ahnte ich, daß es so kommen würde. Ich besüchtete nur mit allzuviel Recht, daß das letzte Wort des Herrn Rawen eine solche Deutung erfahren würde.“

„Davon war bisher gar nicht die Rede, ich weiß überhaupt nicht einmal, ob Dr. Rosen davon Kenntnis hat. Er hat sich die Verdachtsgründe aus den übrigen zufälligen Thatfachen konstruiert,“ bemerkte Max.

„Es ist aber auch wirklich zu toll, wie verwickelt gerade hier alles liegt. Kein Anhaltspunkt, nirgends auch nur die geringste Spur,“ rief großend Dr. Bollant; „der Untersuchungsrichter tappt vollständig im Dunkeln und er muß sich leider an den Schein halten. Aber verzagen Sie nur nicht; es sind ja schon noch verwickeltere Fälle schließlich enthüllt worden. So wie ich Zeit habe, komme ich wieder zu Ihnen. Jetzt aber muß ich zu Fräulein Lucie, denn so viel man aus den wirren Reden der Kranken entnehmen konnte, verlangt sie nach ihr.“

Mit einem Blicke aufrichtigsten Mitleids verließ der Arzt das Zimmer.

Eine Minute später klopfte er an Lucies Thür.

Sie öffnete selbst, schien aber enttäuscht, als sie den Arzt bemerkte. Nichtsdestoweniger lud sie ihn freundlich ein, näher zu treten.

„Haben Sie Max gesehen?“ frug sie unvermittelt.

„Jawohl, ich komme eben von Herrn Horwart.“

„Sagte er Ihnen nicht, daß er vor einer Stunde etwa zu Dr. Rosen gerufen wurde?“ frug sie hastig wieder.

Der alte Arzt faßte begütigend ihre Hand. „Er machte mir davon Mitteilung.“

„Und welche war dies?“

Leise und stockend rang sich über ihre Lippen.

„Gnädiges Fräulein, das Unglück will es, daß alles daß“

Sie sah ihn mit entsetzten Augen an.

„Doktor . . . o . . . Sie wollen es mir nicht sagen, daß man ihn für den . . . den . . . Mörder hält.“

Der Arzt schwieg.

Da schluchzte sie tief auf. Im nächsten Augenblicke war sie aus dem Zimmer geeilt, stürmte die Stiegen hinauf zu Max ins Zimmer, und in leidenschaftlichem Schmerze warf sie sich an seine Brust.

„So kam es, was ich fürchtete, und Du bist doch nicht! Ich lasse Dich nicht fort!“ schluchzte sie und küßte ihm inbrünstig das bleiche Gesicht.

Im Schmerz ward diese Liebe geboren, und mit der ganzen Leidenschaft eines jungen Weibes, dessen reines Herz zum ersten Male für einen Mann schlägt, hing sie an ihm, betete sie ihn an.

Mit leisen Schritten stieg Dr. Bollant zu seinem Zimmer empor, an der halbgeöffneten Thür vorbei, durch welche Lucies Stimme gedämpft herausklang. Er lächelte trübe. So jung, so viel Blick vor den Augen, und jetzt dieses!

Seine düstere Stimmung wurde nicht eben freundlicher, als nach etwa einer Viertelstunde die hagere Gestalt des Herrn von Eichtreu sich durch die Thür schob.

„Verzeihen Sie, bester Herr Doktor, daß ich Sie störe.

Aber mich trieb die Neugierde hierher, zu erfahren, welches Ergebnis denn die vormittägige Kommission am Brettgrunde hatte; ob irgend etwas eruiert wurde, was nach dem Thäter hinweist. Ich konnte leider nicht mitgehen, da ich in Bärenstein notwendiges zu thun hatte. Ich komme jetzt geraden Wegs von zu Hause herübergefahren. Da ich unten niemanden erblickte, so komme ich zu Ihnen.“

„Die Kommission hat leider Gottes kein großes Resultat aufzuweisen,“ brummte der Arzt. „Das heißt, eine Spur fanden wir.“

„Wirklich?!“

Herr von Eichtreu hüllte sich in eine solche Rauchwolke, daß er hinter derselben fast verschwand.

„Ja, man fand nämlich ein Medaillon.“

„Sapperment, Medaillon, trage ich keines.“

Gleichmütig klang von Eichtreus Lippen.

Dr. Bollant, der mürrisch durch das Fenster blickte, entging der tiefe Atemzug, der diese Worte begleitete.

„Und hat man eine Ahnung, wem dasselbe gehören könnte?“

„So viel mir bekannt, nicht.“

„Bedauerlich, recht bedauerlich, daß sich gar kein Anhaltspunkt finden läßt. Und sonst nichts neues?“

„Daß ich nicht wüßte. Oder . . .“

„Da kann ich vielleicht mit etwas dienen,“ lächelte Eichtreu. „Als wir jetzt durch das Dorf fuhren, gabs in der Schenke „Zum Krebs“ einen Heidenstandal. Schien da etwas wie eine Kauferei oder doch heftiger Zank zu sein, denn die Bauern gestikulierten erregt und machten nicht zu verkennende Geberden gegen den Malcher Franz. Sie kennen ihn vielleicht, den Einarmigen, der nach Bärenstein für die Bauern Botengänge macht. Er war, wenn ich nicht irre, einmal hier am Hofe als Knecht beschäftigt und geriet in seiner Trunkenheit in die Dreschmaschine. Da geschah ihm das Malheur mit dem Arm. Mit dem Menschen also schienen es die Bauern zu haben. Er war wieder etwas angetrunken und machte sich augenscheinlich aus den Verwünschungen nichts. Ich hätte der Sache gar keine Beachtung geschenkt, wenn nicht der Kerl im Fortgehen den Bauern höhnend zugerufen hätte: „Und's bleibt doch so, wenn Ihr's a net hab'n wollt, daß ich 'nen jungen Schlossherrn Dienstag abend im Brettgrund g'sehen hab'. I' sag' ja nur weiter, vielleicht hat er an Spaziergang g'macht. I' hab'n schon erkannt, wenn er auch an paar Jahre aufi g'wesen is.“ Das sagte der Malcher Franz. — Was halten Sie davon, Herr Doktor?“

Der Angesprochene war durch das soeben Gehörte frappiert, obwohl er sich Mühe gab, dies zu verbergen.

„Haben Sie das auch alles richtig gehört?“ fragte er von Eichentreu, der sich augenscheinlich etwas zugute that, eine Spur gefunden zu haben.

„Ganz sicher, Wort für Wort!“

„Dann werden Sie wohl dem Untersuchungsrichter hiervon Mitteilung machen müssen.“

„Wenn Sie es für nötig halten. Es ist mir dies freilich recht peinlich, denn es könnte das schließlich anders aufgefaßt werden.“

„Gewiß nicht! Im übrigen kann ich ja Dr. Rosen selbst die Sache mitteilen. So ist wenigstens für Sie der äußere Schein gewahrt.“

„Ich wäre Ihnen wirklich sehr verbunden, wenn Sie es thäten,“ bemerkte lebhaft Eichentreu.

Dr. Bolland nickte leicht. „Ich werde es also besorgen. Doch glaube ich, daß dem Untersuchungsrichter dadurch keine zu große Ueberraschung erwachsen wird, denn er hat bereits über Herrn Horwatt Zimmerarrest verhängt.“

„Nicht möglich!“ Eichentreu schnellte in die Höhe. Sein bleiches zermühtes Gesicht war vor Aufregung fast entstellt. Die tiefliegenden Augen glühten in eigentümlicher Feuer und der Mund war halb geöffnet, so daß man hinter den farblosen Lippen die starken kräftigen Zähne weiß schimmern sah.

„Nicht nur möglich, sondern leider wahr,“ sagte Dr. Bolland ernst und griff nach seinem Hute.

Herr von Eichentreu warf die Zigarette weg und fuhr sich mit dem Taschentuche über die feuchte Stirn. Er antwortete nicht, wiewohl das Vibrieren der Nasenflügel verriet, daß es in seinem Innern nicht ruhig sei. Erst nach einer Weile sagte er im Tone des Bedauerns: „Der halbtrunkene Bote scheint also mit einer gewissen Berechtigung das Unglaubliche behauptet zu haben.“

„Ich glaube trotz alledem nicht daran,“ sagte der Arzt bestimmt; „doch ich will Dr. Rosen unverzüglich von Ihrer Mitteilung Kenntnis geben. Er wird jedenfalls den Malcher hierher bringen lassen, und man wird ja dann ersehen, was der Mensch weiß. Zur Aufklärung des geradezu mythischen Falles werden seine Aussagen doch etwas beitragen. Ich wünsche sehnlichst, daß das Nachspiel der entsetzlichen That, das noch trauriger zu werden scheint, baldigst beendet werde. Vielleicht warten Sie, Herr von Eichentreu, in meinem Zimmer, bis ich Dr. Rosen diese Mitteilung gemacht habe, falls Sie es nicht vorziehen, Herrn Horwatt, den Sie in seinem Zimmer finden werden, zu besuchen.“

„Mit Ihrer Erlaubnis bleibe ich hier,“ beeilte sich Herr von Eichentreu zu bemerken und ließ sich breitpurig auf ein Fauteuil nieder.

Dr. Bolland ging hinunter in das ehemalige Studierzimmer des Herrn Ramen und teilte Dr. Rosen kurz Eichentreus Erzählung mit.

Der Untersuchungsrichter entschloß sich sofort, den Malcher Franz vorzuladen, und ließ durch seinen Schreiber den alten Johann zu sich rufen.

Er erteilte ihm den Auftrag, sofort im Dorfe nach dem Einarmigen zu fahnden und ihn auf das Schloß zu bringen.

Mit verdrossener Miene machte sich der alte Diener daran, den Befehl auszuführen. Als er seinen Livreeock gegen einen anderen umgetauscht hatte und das Haus verlassen wollte, rief ihm Lucie, die über die Stiegen herunterkam, die Frage zu, wohin er denn gehe.

„Den Malcher Franz, den einarmigen Hallunken, soll ich auffuchen; er wird wohl in einer Schenke im Dorfe herumlungern. Weiß Gott, was der Herr Untersuchungsrichter mit ihm will! Vielleicht gar einen Zeugen machen, der . . . Gnädiges Fräulein werden sich vielleicht noch erinnern, wie er vor fünf Jahren den Arm verlor und daß er seitdem einen kleinen Unterstützungsbeitrag von Herrn Ramen bezogen hat. Er war damals suchstufelswild auf den Herrn Max, weil der's gesehen und erklärt hat, daß der Viederjan nur deshalb in die Maschine kam, weil er betrunken war und nicht gewußt hat, was er that. Auf dessen Ausfag' geb' ich kein' Pfifferling.“

„Aber wieso ist man denn plötzlich auf den Malcher verfallen?“ unterbrach Lucie den ärgerlichen Alten.

„Kann nicht sagen, gnädiges Fräulein. Der Herr Dr. Bolland war beim Untersuchungsrichter drinnen, als er mir den Befehl gab; aber ich meine gehört zu haben, daß sie den Namen des Herrn von Eichentreu genannt hätten.“

Ueber Lucies hübsches Gesicht ging ein Zug des Widerwillens. „Ach so, Herr von Eichentreu. Es ist gut. Gieb Dir Mühe, den Einarmigen rasch zu finden, vielleicht ist seine Mitteilung doch wichtig!“

Der Alte verließ mit schweigendem Gruße das Haus, man sah es seinem Gesichte an, daß er die Meinung seiner Herrin nicht teilte.

11.

Es mochte wohl eine Stunde verflossen sein, als der alte Diener mit dem Malcher Franz auf dem Hofe anlangte. Der ehemalige Knecht trug in seinem roten aufgedunsenen Gesichte deutlich die traurigen Spuren gewohnheitsmäßigen Uebergenusses des Alkohols. Ein borstiger zerzauster dunkler Vollbart verlieh ihm im Vereine mit den tiefliegenden entzündeten Augen ein keineswegs sympathisches Aeußere. Die schmutzige, abgetragene, teils zerriffene Kleidung trug hierzu auch in keiner Weise bei. Ein alter Strohhut mit halbabgetrennter Krempe saß ihm tief im Genick und ließ die Stirn mit den wirren schwarzen Haaren frei. Schwermüdig stützte er sich mit der Linken auf einen knorrigen dicken Ziegenhainer. Es war ihm augenscheinlich diese Citierung nicht angenehm, denn mehrmals sah er sich nach der Seite um, als wollte er sich vergewissern, ob eine Flucht auch Erfolg hätte. Aber der alte Johann ließ ihn nicht aus den Augen.

„Mach' keine Geschichten, Franz!“ sagte er, als dieser stehen blieb, den Stock an seine Beine stützte und mit der einzigen Hand, die er besaß, die Pfeife sich aus dem Munde nahm, um sie in die Rocktasche zu stecken. „Hast ja genug laut im Dorfe herumgebrüllt, daß Du unsern jungen Herrn draußen am Brettergrunde g'sehen hast; 's wird Dich daher Dein Gewissen wohl nicht drücken, wenn Du jetzt vor dem Herrn Untersuchungsrichter bekennen mußt, ob Du gelogen hast oder ob's wirklich so war.“

„Na, gelogen hab' ich nicht, und genau so, wie ich's den Bauern im 'Arebs' erzählt hab', werd' ich's auch dem Herrn vom Gericht sagen; ka Wört'l mehr oder weniger. — Aber mich furtz's, daß Du mich g'erad' so wie an Arrestanten herschleppst,“ brummte er und schob sich den Hut noch tiefer in den Nacken.

[Fortsetzung folgt.]

❖ Allerlei. ❖

Zwei neue Phonographen sind erfunden worden, der eine von dem durch seine elektrische Lampe allgemein bekannt gewordenen Göttinger Professor Neust und R. v. Sieben, der andere von G. Ruhmer. Vielleicht sind diese Arbeiten durch die Erfindung des Telephons von Poulsen angeregt worden, die den Anfang mit dem Einsatz des Wachsylinders im Phonographen durch eine geeignete Konstruktion gemacht hat. Der Londoner „Electrician“ bringt eine vollständige Beschreibung des Phonographen von Neust, aus der wir die Hauptpunkte hervorheben. Das benutzte Prinzip beruht auf der Veränderlichkeit der Polarisationsfähigkeit und des Oberflächen-Widerstandes eines Metalls, das als Elektrode in einem elektrolytischen Bad benutzt wird. Eine Kupferscheibe von etwa 3 Millimeter Dicke dreht sich mit einer ziemlich hohen Geschwindigkeit um ihren Mittelpunkt, während ein dünner, in eine elektrolytische Flüssigkeit getauchter Holzkeil gegen deren Rand gepreßt wird. Die sekundären Ströme von der Induktionspule eines mikrophonischen Uebertragungsapparates werden durch diesen Kontakt geschickt und lassen auf dem Rande der Scheibe eine Aufzeichnung zurück, entsprechend dem wechselnden Betrag der erzeugten chemischen Veränderung. Wenn dann ein telephonischer Empfänger an Stelle des Mikrophons gesetzt und eine Batterie in den Stromkreis eingeschlossen wird, so entsteht bei neuerlicher Drehung der Kupferscheibe eine Wiederholung der Töne. Die besten Ergebnisse sind mit einer Lösung von zinksaurem Kali erhalten worden, indem der Rand der Kupferscheibe als Kathode dient und der Holzkeil in einem Bad der Lösung steht, in die eine Zinkanode eintaucht. Auf diesem Wege können die Töne 200—300 mal klar und deutlich wiederverzeugt werden. Die Aufzeichnung auf der Kupferscheibe kann einfach dadurch beseitigt werden, daß das Metall mit feinem Schmirgelpapier abgerieben wird. Der Phonograph von Ruhmer beruht auf einem gänzlich anderen Prinzip und stellt demnach das dritte neue phonographische Verfahren dar, das

innerhalb der letzten wenigen Monate erfunden worden ist. Bisher sind allerdings nur spärliche Mitteilungen an die Öffentlichkeit gelangt, so daß man sich begnügen muß, die Behauptungen von Ruhmer selbst wiederzugeben. Der Physiker photographiert auf einer beweglichen Trockenplatte eine empfindliche Flamme, die durch Schallwellen in Bewegung gesetzt wird, und erhält so auf der Platte ein Lichtband von wechselnder Helligkeit. Durch dieses Band wird dann Licht auf eine Seelenzelle gelenkt, die mit einer Batterie und einem Telephon in einen Stromkreis eingeschlossen ist. Je nachdem die Stärke des Lichts, das auf die Seelenzelle fällt, beim Vorüberfahren der photographischen Platte wechselt, wechselt auch der elektrische Widerstand in der Zelle und damit die Stärke des elektrischen Stromes im Telephon, wodurch in diesem die ursprünglichen Töne wieder erzeugt werden. Angeblich soll die Wiederzeugung der Töne noch deutlicher sein als in dem Telegraphen von Poulsen. Als ein besonderer Vorteil des Verfahrens wäre überdies die beliebige Vervielfältigung der Aufzeichnungen auf photographischem Wege zu bezeichnen.

❖ Unsere Bilder. ❖

Kinderfreit. Großmütterchen hat Bratäpfel heringebracht, duftig und goldbraun und teilt nun den leckeren Schmaus unter die gierigen Enkel. In Eile hat jeder sein Teil verzehrt bis auf das Resthäkchen, welches in Gemütsruhe an seinem Aepfchen knabbert. Die kleine Viese nimmt die Gelegenheit wahr und entreißt dem Brüderehen den Schatz. Doch dieses ist ebenso flink dem Schweiterehen in die Haare gefahren und zauft sie mit aller Gewalt. Viese stößt einen jämmerlichen Schrei aus und Großmutter sucht den Kleinen loszureißen. Die beiden anderen schauen schadenfroh auf Viese, die, den geraubten Apfel in der Hand, mit dem Brüderehen kämpft. Großmütterchen aber prophezeit noch ein Nachspiel, wenn der Vater nach Hause kommt.

Gemsen im bayerischen Hochgebirge. Die Gemsen gehören zu dem schönsten Wild und es wird dem Jäger oft sehr schwer, sich auf schmalen Wegen und steilen Bergpfaden an sie heranzupürschen. Auf unserem Bilde wird uns ein solcher Pürschgang veranschaulicht. Die vorderste Gemse, in der wir an den stärker gebogenen Krideln den Bock erkennen, hat bereits Wind bekommen und äugt nun vorsichtig nach der nahenden Gefahr. Noch ein kleiner Vorsprung und der Jäger hat das Wild auf Schußweite vor sich. Wir wünschen ihm Waidmannsheil.

Josef Joachim, der berühmte Geigenkönig, Vorstand der Königlich Hochschule für Musik in Berlin, feierte am 28. Juni dieses Jahres seinen 70. Geburtstag. Als 12-jähriger Knabe kam er 1843 nach Leipzig, um sich hier sechs Jahre hindurch unter der Anleitung von Ferdinand David, Mendelssohn und Schumann zum Künstler herauszubilden. Seit 1849 Konzertmeister in Weimar, kam er 1853 in gleicher Eigenschaft an das königliche Theater zu Hannover und 1863 als Leiter an die Hochschule für Musik in Berlin, der er noch heute in ungeminderter Schaffenskraft vorsteht. Mit dem Institut stieg Joachim immer höher in Ruhm und Ansehen. Einzig in seiner Art sind die Beethoven-Konzerte Joachims, die er in klassischer und bis jetzt unerreichter Weise zum Vortrag zu bringen weiß.

Das Gebiet der deutschen Pachtungen in Ostasien zieht sich bekanntlich in schmalem Streifen um die sogenannte Kiautschaubucht, die von allen Kennern der ostasiatischen Zustände wegen ihrer überaus günstigen Hafenverhältnisse und ihres besonders an Mineralreichtum reichen Hinterlandes eine große Zukunft prophezeit wird. Auf einem der südlichen Küstenvorsprünge liegt der Sitz der deutschen Verwaltung: Tsingtau. Unser Bild veranschaulicht einen Teil des landschaftlich bemerkenswerten Küstenpanoramas mit der für den Schiffsverkehr in der Bucht bestimmten Jansenbrücke.

Zu den neuen Ausgrabungen in Rom. Die letzten Ausgrabungen in Rom bedeuten eine Reihe neuer wichtiger Aufschlüsse für die Geschichte der ewigen Stadt. Zu nennen sind insbesondere die Baureneste, welche die neuesten Ausgrabungen nördlich der Via sacra, unterhalb der Kirche St. Adriano und des südwestlichen Endes der via Cavour freigelegt haben. Die Spuren und Ueberreste der Comitien, des Versammlungsortes der 30 Tribus, und der Curia Hostilia, die später Curia Julia genannt wurde — in ihrer nördlichen Ausdehnung wird sie von der Kirche Sankt Adriano bedeckt — erzählen von der Zeit der Könige und der Republik, wo hier auf engem Raum sich die gesamten Entscheidungen des politischen Lebens abspielten. Daneben erstreckt sich in breiter Ausdehnung die Basilika Fulvia Emilia, deren Ursprung auf das Jahr 179 v. Chr. zurückgeht, und die unter Cäsar und Augustus neu erbaut ist, die heute aber sich als stattliche Reste eines Portikus aus der Zeit des Theodorich darstellt. Die Freilegung der Basilika hat übrigens auch auf die Cloaca maxima ein ganz neues Licht geworfen. Von hohem Interesse sind auch die auf der Stätte der Comitien gemachten Freilegungen der zahlreichen verschiedenen Bodenschichten, die eben so viel Kulturepochen der ewigen Stadt bis tief in die graue Vorzeit hin bedeuten. Der verdiente römische Architekt Boni, der Leiter der ganzen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum, hat nicht weniger als 23 solcher Pflaster-, Erd- und Trümmer-schichten gezählt.

» Nachtsch. »

1. Bezier-Bild.



Schau, da kommt der Sepp! — Wo?

2. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 eine Stadt in Württemberg,
2 10 5 1 8 2 9 ein Vorname,
3 2 6 2 7 ein altrömische Göttin,
4 6 2 7 7 2 eine Pflanze,
5 9 5 8 1 ein Salz,
6 2 10 8 7 ein altrömischer Name,
7 5 9 5 10 5 1 3 5 eine spanische Stadt,
8 9 10 2 ein Baum,
9 5 3 4 10 8 7 ein Farbstoff,
10 2 6 4 8 6 ein Planet.

3. Rätsel.

Rit R ist's eine heil'ge Stätte,
Wo Jesus einst ging ein und aus;
Seh' S davor, und Bett an Bette
Reiht sich in einem großen Haus.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Mit entsagungsblassen Zügen nennst Du Dichtung Dein Geschick,
Doch ein eitles Selbstgeugen kann verbergen nicht Dein Blick.
Prüfe Dich, wenn im Verzichten auf Dein Recht Du Dir gefällst,
Ob zugleich Du Deine Pflichten, wie Du sollst, in Ehren hältst!
Julius Hammer.
2. Braue, Kalchas, Arles, Masuren, Elektra, Amalgam, Seltand, Zennwand, Drange. — Balsamine.
3. Roibart.

» Lustiges. »

Kindliche Logik.



Klein Elschen: „Ist in diesem Käfig auch eine Klapperschlange dabei, Mama?“
Mama: „Nein, mein Kind.“
Elschen: „Wer bringt denn aber da die jungen Schlangen, Mama?“

Dasfelbe.

Arzt: „Ich glaube, Sie befolgen meine Verordnung nicht. Ich habe Ihnen doch nur erlaubt, täglich eine Zwanzigpfennig-Zigarre zu rauchen.“

Patient: „Aber das stimmt ja, Herr Doktor, ich rauche eben vier à fünf Pfennige, das ist doch ebenso gut!“

Sympathie.

„Ich habe stets die Ueberzeugung gehabt, daß die Gedanken eines Ehepaares nach einer gewissen Reihe von Jahren vollständig ähnlich werden. Meinen Sie das nicht auch?“

„Gewiß, meine Frau denkt jetzt zum Beispiel, was Sie mir sagen soll, weil ich so spät nach Hause komme, und dasfelbe denke ich auch!“

Die Vorzüge des Plagiats.

„Ich bedauere wirklich unendlich, daß die Kritik mit Ihrem letzten Roman so unbarmherzig verfahren ist, teurer Meister!“

„Aber, gnädige Frau, was thut das? Es war ja nicht ein einziger Gedanke darin von mir!“

Empfindlich.

Hausherr: „Warum wollen Sie denn eigentlich von uns fortgehen, Betti?“

Köchin (eifrig): „Weil die gnädige Frau mich „dumme Gans“ geschimpft hat; das leidet aber mein Ehrgefühl nicht bei fünfzehn Mark Lohn und alle drei Wochen Ausgang!“

Beim Fleischer.

„Zwei Pfund Rindfleisch, bitte. Aber recht hart!“

„Nanu?! Warum denn hart?“

„Ach, wenn das Fleisch gut ist, denn ist Bata es doch alleine!“

Ein Hebevoller Vater.

„Eduard! Unsere Tochter, unsere Margot, ist mit dem Kutscher durchgegangen!“

Er: „Das ist ja rasend! Der beste Kutscher, den ich jemals hatte!“

Vorsorglich.

„Sie sind doch nicht abergläubisch?“

„Nein, warum fragen Sie?“

„Weil ich Sie bitten möchte, mir bis zur nächsten Woche dreizehn Mark zu borgen!“